



Johann Adam und seine Aufzeichnungen zur Geschichte des Deutschtums in der Dobruška

Zusammengestellt von Hans Petri, Leonberg

Am 23. Februar 1952 ist kurz vor der Vollendung seines 80. Lebensjahres in Sachsendorf (Kreis Lebus, Sachsen) der einst in Tschukurowa ansässig gewesene Bauer Johann Adam gestorben. Er hat zwei umfangreiche Mappen hinterlassen, enthaltend eine Fülle von Aufzeichnungen und Niederschriften, die sich entweder auf die Geschichte des Dobrušchadeutschtums oder auf eigene Erlebnisse beziehen. Aus dem Inhalt dieser beiden Mappen sollte nach dem Wunsch und dem Plane Johann Adams einmal ein Buch zusammengestellt werden, das den Titel zu tragen habe: *Die Dobruška und ihr Deutschtum*. Ehe er jedoch diese Absicht hat ausführen können, hat ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen. Wenn wir auch heute nicht in der Lage sind, dieses Buch erscheinen zu lassen, so haben wir doch im Jahrbuche die Möglichkeit, vieles zu veröffentlichen, wie dies bereits zu einem kleinen Teil im Jahrbuch 1956 geschehen ist. Damals sind Eindrücke und Erlebnisse aus der Zeit der Umsiedlung und des Lageraufenthaltes abgedruckt worden.

Johann Adam hatte zu seinem geplanten Buche bereits ein Vorwort geschrieben, in welchem er davon erzählt, wie er auf den Gedanken gekommen sei, über die Dobruška und ihr Deutschtum zu schreiben. Er erinnert dabei an ein Wort Professor Trägers, daß die Dobrušchadeutschen allesamt tüchtige Bauern seien, aber es gebe unter ihnen noch keinen Chronisten. Wie stark dieses Urteil auf Johann Adam gewirkt hat, ersehen wir aus der Tatsache, daß, als die Gemeinde Tschukurowa im Jahre 1933 auf 75 Jahre ihres Bestehens zurückblicken konnte, er deren Geschichte im deutschen Kalender für Bessarabien dargestellt hat. Johann Adam berichtet ferner, daß manche ihm geschrieben oder gesagt hätten, wir seien es unserem Volke schuldig, über unsere Herkunft etwas zu schreiben. „Durch dieses alles ist in mir wieder der alte Traum erwacht, einmal eine Generalchronik über das Dobrušchadeutschtum zu schreiben. Da aber jede Grübelelei, die keine Tat zeitigen kann, eine dumme, unnütze Träumerei bleibt, und wenn sie auch aus Liebe zur Sache geschieht, dann bleibt es doch Stümperei.“

„Dank meiner Erinnerungen und des von den Alten Gehörten ist es mir wie keinem anderen möglich, ein lebendiges Bild von der Vergangenheit hier wiederzugeben. Doch fragte ich mich oft: Für wen schreibst du? Das ist doch alles viel zu kleinlich angesichts der großen Ereignisse, die heute täglich um uns her geschehen, als daß sie sollten erwähnt werden; auch ist das dobrouschadeutsche Volk nicht mehr — es ist zerstreut und zerschlagen und vernichtet.“

Wir dürfen bei dem Lesen dieses letzten Satzes nicht vergessen, daß Johann Adam seine letzten Lebensjahre in einem Dorfe im Oderbruch zugebracht hat und daher kaum eine Verbindung zu jenem größeren Teile der Dobrušchadeutschen hatte, der heute in Westdeutschland lebt und durch den allmonatlich erscheinenden Rundbrief sowie durch den zahlreichen Besuch der Pfingsttagungen in Heilbronn immer wieder zu erkennen gibt, daß es auch heute noch ein Dobrušchadeutschtum gibt, wenn auch in einer ganz anderen Form als ehemals. Und daß es immer wieder schmerzlich empfunden wird, daß die Spaltung Deutschlands auch das Dobrušchadeutschtum geteilt hat.

Johann Adam hat aber dann doch erklärt: „Trotzdem bleibe ich bei meinem, nun einmal gefaßten Vorsatz“. Und wir fügen hinzu: Es ist gut, daß er dieses getan hat.

Johann Adam ist am 19. März 1872 in Atmadscha geboren. Da dieser Tag im Kalender den Namen Josef führt, so wünschte die Mutter, daß ihr Sohn entsprechend benannt werde. Der Vater aber erklärte, in seiner Familie habe noch niemals ein Knabe den

Namen Josef getragen und so hat er es denn durchgesetzt, daß der Neugeborene auf den Namen Johann getauft wurde. Dankbar erwähnt Johann Adam, daß er von seiner Mutter die Freude daran geerbt habe, in dichterischer Form seine Gedanken und Empfindungen auszudrücken; wir finden daher in beiden Mappen eine Anzahl von Gedichten, wie ja einige bereits im Jahrbuch veröffentlicht worden sind. Daneben hatte er auch Freude am Zeichnen und die beiden Mappen enthalten daher auch mancherlei Beweise davon.

Johann Adam hat sich selbstverständlich auch mit der Frage beschäftigt, wie denn Deutsche überhaupt in die Dobrudscha gekommen sind. Zur Beantwortung dieser Frage konnte er sich auf die Erzählungen seines Großvaters beziehen, der zu jener Wandergruppe gehört hatte, die von Bessarabien aus eine Zeit lang in der Nähe von Plojescht gewohnt und sich sodann unweit von Brăila niedergelassen hatte, wo ihnen der Präfekt dieses Bezirkes, Oberst Arnold von Jakobson, ausgiebig geholfen hat, so daß diese Deutschen dem von ihnen gegründeten Dorfe den Name Jakobsonstal gegeben haben. Johann Adam erzählt darüber: „Gegen alle Erwartung, allen Zweiflern und Spöttern zum Trotz, haben diese fast schon zum Nomadenvolke verkommenen Bauern ihren instinktiven Bauerntrotz, Energie und Fleiß an den Tag gelegt und dank des noch jungfräulichen Bodens mit seinem reichlichen Erlös kamen sie bald zu Wohlstand. Selbst ihr Gönner, Oberst von Jakobson, mußte dies lobend anerkennen. Nur tadelte er die Lage des Dorfes; es müßte mehr an den Fuß des Berges herangezogen werden; es sei hier der Überschwemmung ausgesetzt, was ja später auch öfters der Fall war. Neben der Landwirtschaft betrieb man auch Milchwirtschaft, was ja ein sehr einträglicher Erwerbszweig war. Auch im Mühlenbau waren sie tüchtig. So hatte mein Großvater Johann Adam zwei große Windmühlen dicht am Stadtgraben — natürlich liegt diese Stelle heute schon weit in der Stadt. Man zeigte mir noch die Stelle, wo sie standen. Das Dorf Jakobsonstal wurde nun bald bekannt und wurde dann später das Durchgangstor in die Dobrudscha. Auch in Deutschland wurde man darauf aufmerksam und König Friedrich Wilhelm IV. schenkte eine Altarbibel mit der Inschrift: „Der evangelischen Gemeinde zu Jakobsonstal bey Brăila. Friedrich Wilhelm, König von Preußen, Charlottenburg, den 18. September 1857“.



Johann Adam bei seinem Bienenstand

Der Gustav-Adolf-Verein in Bukarest schenkte eine schöne Kirchenglocke und ein deutscher Frauenverein spendete eine dunkelrote, samtene Altardecke mit goldenem Besatz. Die Gemeinde wurde, damit sie nicht verwildere, durch die Pfarrer von Bukarest, Brăila und Galatz kirchlich betreut. Trotzdem machte die Stadt ihren Einfluß geltend. Wie nämlich Adam Kühn zu einem Pfarrer sagte: mich hat das viele Weingesauße alle Sonntage in der Stadt angeekelt und darum gehe ich von Jakobsonstal fort. Dieses allein war aber

noch kein Grund zur Auswanderung, denn die Weinsäuer wanderten doch aus. Die Ursache muß tiefer liegen. Da war wohl erstens einmal die Überschwemmung schuld, zweitens die neue Wanderlust; denn die verlockende Dobrudscha lag doch am rechten Donauufer und man sah ja täglich das Treiben drüben — kurz, man konnte die Ruhe nicht mehr vertragen; man sehnte sich wieder nach Entbehrung, nach Hunger, nach Blöße, nach Obdachlosigkeit, ja nach einer Abwechslung, nämlich nach Verfolgung und Schutzlosigkeit.

Brăila, an welches sich doch Jakobsonstal anschließt, war schon eine bedeutende Handelsstadt, von welcher man sich mehr oder weniger einen Schutz erwarten konnte und auch nicht der Willkür ausgesetzt ist wie in der Dobrudscha. Brăila hieß damals noch Ibrăila, also von Ibrahim. Ein türkischer General soll anno 1500 diese Stadt angelegt und sie nach seinem Namen benannt haben. Mitten in der Stadt steht noch das Geamilein, von ihm erbaut. Natürlich ist es heute in eine orthodoxe Kirche umgewandelt worden. Dies taten schon die Russen im Jahre 1828. Das Kirchenschiff zeigt aber noch die Form einer Geamie. In der Giebelwand ist noch die Wölbung enthalten, in welcher der Hodscha laut Vorschrift des Korans während seiner religiösen Abhandlung zu stehen hat, während das Volk männlichen Geschlechts vor ihm auf den Knien liegt und anbetet.

Gegenüber von Brăila liegt Gitschet; hier faßten sie erneut festen Fuß auf dobrudschaner, damals türkischem Boden.

Willkommen, willkommen, deutsche Menschen! Gott gebe Euch tausendfaches Glück! Dies war aber auch alles; weiter war nichts zu erwarten von seiten des Staates. Einreisepapiere oder Entlassungspapiere waren unbekannte Begriffe; man konnte fahren, soweit man wollte und auch wohin man wollte.

Von hier setzte sich die Karawane (das Wort Treck gab es noch nicht) in Bewegung auf Matschin; eine kaum passierbare Straße, von mehreren Bächlein durchkreuzt mit den schlechtesten Brücken darüber. Hier lag auch der Pietra-Fete, d. h. Mädchenstein, ein großer roter Granitfelsen. Eine alte Sage berichtet, eine Riesentochter habe ihn hierher geschleudert; dieser Felsen, der wie ein großes Fragezeichen, weit entfernt von jedem Felsgebirge in dem Donaudelta lag, ist heute verschrottet und auf die Landstraße gestreut. Damit ist nicht nur der schöne Felsen, nein, auch die schöne Märchenerzählung verschwunden.

In Matschin blieb schon ein Teil zurück, welcher erst nach einem Jahr nachkam. In Tscherna wurde wieder ein paar Tage gerastet. Dies war ein großes Bulgarendorf; die Leute waren freundlich und begrüßten den Zustrom christlicher Völker in diese trostlose Heidenwelt. Von hier ging es dann nach Akpunar, ein rein türkisches Dorf. Hier wollten sie wirklich siedeln und blieben daselbst sechs Jahre. Sechs Grabhügel bezeichnen noch die Stelle, wo sie gewohnt haben. Sie gruben auch einen Brunnen, der noch heute benutzt wird und noch heute der Nemsele-Punar heißt. An diesem Brunnen kam es zu Schlägereien, wobei die Deutschen die Sieger blieben. Die Sache kam aber vor das Gericht und zwar nach Babadag. Da nun dieser Prozeß zugunsten der Deutschen ausfiel, faßten sie wieder neuen Mut und da der Weg nach Babadag sie durch Atmadscha führte und sie dadurch mit diesem Ort bekannt wurden, beschlossen sie, hier ein Dorf anzulegen. Hier war nur eine Tränke für die Herden aus den umliegenden Wäldern, hieß aber Atmadscha, das heißt Schwalbenschwanz. Im Frühjahr 1848 kamen die ersten zwanzig Fuhren und lagerten sich um diese Quelle, also dem Wasser zulieb und so wie die Wagen um die Quelle herumstanden, so ist nachher das Dorf entstanden. Daß man in Atmadscha auf Schritt und Tritt Wasser findet, das hat man damals noch nicht gewußt. Erst später nach Jahren hat sich jeder seinen eigenen Brunnen gegraben.“ Johann Adam hat seiner Schilderung allerlei Einzelbilder folgen lassen, von denen wir einige zur allgemeinen Kenntnis bringen:

Der verschollene Adam aus Konstanz

Andreas Adam (der lange) ging mit seinem alten Vater nach Konstanz; hier wurde eben (1881) die Neustadt vermessen und der Quadratmeter mit 50 Bani verkauft. Nun kaufte Andreas gleich zwei Hofstellen mitten in der Stadt. Der Vater ging aber bald wieder zurück nach Tschukurowa, seinem Sohne auch seinen Hofplatz lassend. Nun wollte es der Zufall, daß dieser einen Brunnen mit Süßwasser hatte; dies hatte man erst jetzt entdeckt; bis dahin mußte die Stadt durch Wasserfahrer (Sakadschi) mit Süßwasser versorgt werden. Dazu brauchte man natürlich viele Fahrer und diese verdienten sich damit ihren Unterhalt. Da sie nunmehr das Wasser aus dem Adamschen Brunnen holten, wurde dieser eine unversiegbare Einnahmequelle für Adam, die kaum besteuert war. Das ging so bis 1910; erst dann wurde die heutige Wasserleitung gebaut. Nichtsdestoweniger behielt der Brunnen seinen Wert. Neben diesem allen war Adam Droschkenfahrer; er hatte drei Droschken mit je einem Paar guter Pferde; eine fuhr er selbst, die zweite sein Sohn, von dem hier die Rede sein soll. Er hieß Daniel, war ein schöner schlanker Junge, neigte aber auch wie dieser zur Lumperei, er war begabt, hatte die deutsche und die rumänische Schule besucht, sprach noch dazu Griechisch und Türkisch, war mit allen Laugen gewaschen, nur mit keiner guten und war also vollkommen ausgebildet zu einem kosmopolitischen Weltenbummler, was er ja immer werden wollte und wozu keine Stadt so geeignet war wie Konstanz mit den vielen Schiffen aus allen Herren Ländern. Nun begab es sich, daß Daniel eines Sonntagabends, wie schon so oft, nicht nach Hause kam. Die Mutter, eine geborene Blumhagen, sagte: „Der wird ja wieder auf der Polizei schlafen; ach, daß sie ihn dort ordentlich verhauen möchten!“ Der Vater lachte und sagte: „Du hast keine Ahnung von der Polizei bei uns, die säuft mit den Jungens bis in den hellen Tag. Na — morgen wird er schon kommen.“ Er kam aber nicht und die Polizei konnte keine Spur von ihm entdecken. Der Vater tröstete sich und sagte: „Der ist mit betrunkenen Matrosen auf ein fremdes Schiff gegangen, und wenn er sich ausgetobt hat, wird er wiederkommen.“ Aber er kam nicht, die Eltern wurden alt und starben, ohne je etwas von ihm gehört zu haben.

Im Jahre 1923 lesen wir in einem Kirchenblatt von einem Pfarrer in Afrika, daß ein älteres Ehepaar zu ihm gekommen sei, um das Abendmahl zu nehmen. Die Frau war eine Schwarze, der Mann, obschon gebückt, war einmal ein schlanker schöner Mensch und es schien, als ob er einmal ein tüchtiger Säufer gewesen sei; er hieß Daniel Adam, geboren in Konstanz, hatte auch den Namen des Pfarrers angegeben, bei welchem er konfirmiert worden war. Der Name stimmte allerdings nicht; das ändert aber nichts an der Sache. Der Junge konnte ja den Namen vergessen haben. Es blieb kein Zweifel, daß er der verschollene Adam aus Konstanz war.

Unsere Potemkiner

Es war im Frühjahr 1905, als plötzlich ein Ungetüm im Meere bei Konstanz auftauchte, so daß die Bewohner der Stadt in Angst gerieten; aber der Spuk klärte sich bald auf. Es war der russische Panzerkreuzer Potemkin. Es kam ein Fahrzeug an Land, dessen Besatzung Kohlen forderte, die auch geliefert wurden. Bald kam wieder ein Fahrzeug mit weißer Fahne und russische Matrosen baten um Schutz, da sie verfolgt würden und des Todes seien. Nach dem Völkerrecht mußte diese Bitte erfüllt werden und nun stiegen etwa 200 Mann an Land. Doch bald folgte ihnen eine Delegation mit der Aufforderung, auf das Schiff zurückzukehren. Den Meuterern werde nichts geschehen, da man wisse, daß nur einige sich schuldig gemacht hätten. Daraufhin ließen sich viele im Bewußtsein ihrer Un-

schuld auf das Schiff zurück locken. Sie wurden aber ohne Verhör unbarmherzig niedergeschossen, wie man es von Konstanza aus vernehmen konnte. Dies berichteten auch die Wenigen, die sich durch Schwimmen noch hatten retten können. Die an Land Gebliebenen zerstreuten sich in alle Windrichtungen; die Deutschen unter ihnen gingen zu den Deutschen, wo sie sich denn auch verheirateten. Das Gleiche taten auch einige Russen.

Wilhelm Fein, auch ein Potemkiner, sagte aus: „Die Meuterei ging wegen dem Essen los; das Fleisch stank und hatte Würmer; die Offiziere taten nichts dagegen, sondern lebten in Üppigkeit und Schwelgerei, bis einer der Matrosen, Matuschenko, insgeheim eine Rote bildete und die Offiziere bei einem Saufgelage erschöß“.

Der Krimkrieg

Über den Krimkrieg kann ich aus eigener Erinnerung nicht berichten, will aber erzählen, was mein Schwiegervater Nagel erzählt hat.

Als die Russen bei Isakscha¹ eine Brücke schlugen, wurde in der Dobrudscha kein Widerstand geleistet. Sie konnten dort ungehindert vorrücken, denn die Türken waren aus Tultscha schon lange geflüchtet. Da wir nicht allzuweit von der Brücke entfernt wohnten, nämlich bei Krischla², so plagte ihn die Neugierde, zur Brücke hin zulaufen, um das Schauspiel zu sehen. Aber dies Vergnügen dauerte nicht lange; da wurde er ganz unerwartet und unliebsam überrascht und sollte seine Neugierde bald bereuen. Er wurde nämlich geschnappt, in einen Kosakenmantel gesteckt und auf ein Kosakenpferd gesetzt. Es wurde ihm gesagt, er solle Wegweiser und Dolmetscher sein. Da hatte er die Bescherung, denn seine Frau und seine Schwiegermutter wußten nicht, wo er geblieben sei. Der erste Ritt war auf Babadag zu, doch bogen die Russen rechts ab in Richtung Hirschowa und streiften Kasimtscha. Dies aber war noch kein ausgebauter Ort, sondern bloß eine Schäferei. Überhaupt traf man nur wenige Menschen; alle hatten sich verkrochen, was ganz unnötig war. Denn die Russen taten niemand ein Leid und was sie nahmen, bezahlten sie mit klingender Münze in Silber oder Gold. (In Bessarabien wurden die Bauern reich — denn wo die Russen durchzogen, wurde auch der kleinste Vorspann mit Gold bezahlt.) In Hirschowa wurde einige Tage gerastet, dann ging der Ritt dem Lauf der Donau entgegen nach Tschernawoda. Wieder wurde vorher abgebogen, aber nach links in das Land hinein. Immer wieder wurden Fühler ausgestreckt, wo denn der Feind stehe. Endlich trafen wir einen Schäfer, einen Rumänen (der Türke ist selbst nie Schäfer, er stellt immer Rumänen an). Der Kommandant beauftragte meinen Schwiegervater zu fragen, wo denn die Türken seien. Da sie aber nicht zu finden waren, ging es wieder zurück nach Hirschowa wo abermals ein paar Tage gerastet wurde. Dann ging es südwärts bis Silistria und Basardschick; es schien wirklich so, daß man überhaupt die Türken nicht mehr einholen werde. Aber es kam plötzlich ganz anders. Hals über Kopf wurde der Rückzug angetreten bis an die Donau. Bei Isakscha wurde mein Schwiegervater entlassen und erhielt eine Entschädigung in Silberrubel und konnte zu seiner Familie zurückkehren, die er gesund und wohlbehalten antraf.

Diese plötzliche Wendung hatte ihren Grund in der Tatsache, daß sowohl die Engländer als auch die Franzosen den Türken zu Hilfe eilten und letztere mit einer starken Armee in die Dobrudscha einrückten. Bei ihrem Rückzug hatten die Russen alle Brunnen vergiftet und die nichts ahnenden Franzosen starben in großer Zahl an diesem Wasser. Das Massengrab, in dem sie bestattet wurden, befand sich in der Nähe von Konstanza.

¹ Isaccea **Isaccea**

² Heute **Mineri**, früher Căşla / Căşle, davon abgeleitet der benutzte deutsche Name.

Friedrich Weikam aus Tultscha

Als die Türken im Juni 1877 die Stadt Tultscha räumen mußten, übergaben sie die Schlüssel nicht den eingeborenen reichen Bulgaren, wie diese es als fast selbstverständlich angenommen hatten. Nein, sie übergaben sie diesem Deutschen, der kaum zwanzig Jahre Bürger dieser Stadt war und durch sein korrektes und charaktervolles Auftreten die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Dies war den Türken nicht entgangen. Die Bulgaren sahen wohl etwas neidisch darein, die übrige Bevölkerung war aber vollkommen damit einverstanden, daß ein ganz unparteiischer die Schlüssel übernehmen sollte.

Weikam hat seine Rolle ganz meisterhaft durchgeführt. Er stellte sofort Wachen aus, die er persönlich beaufsichtigte. Diese sollten die Stadt vor Raubgesindel schützen. Im Inneren der Stadt sorgte er für Ordnung und Ruhe und hielt dieses Niemandsland vier Wochen hindurch in Ordnung.

Sowohl die Bewohner der Stadt wie auch später die Russen dankten ihm für seine kluge Umsicht. Als diese, lang erwartet, endlich kamen, erschien er mit dem Klerus aller Kirchen mit Brot und Salz vor der Stadt. Da er gut russisch sprach, machte er einen guten Eindruck.

Johann Adam erzählt dann, wie er späterhin Weikam als Postdirektor kennen gelernt habe. Seine Söhne veränderten in der Folgezeit ihren Namen in Weikum und gingen dem Deutschtum verloren. Daher blieb ihnen auch die Internierung erspart. Sie waren gleichfalls gute Charaktere, auf die man sich verlassen konnte und sie wußten, was für eine Rolle ihr Vater gespielt hatte; auch waren sie der Gestalt nach ihm sehr ähnlich.

August Kant

Wie ein Philippus, der dem Kämmerer aus dern Mohrenland die Schrift öffnete, indem er ihm den Propheten Jesajas erklärte (Apostelgeschichte Kap. 8, Vers 21 bis 40), so kommt uns Kant hier vor. Hier bewahrheitet sich das Wort, daß ein jedes Wort, das wir sprechen, ewig fortlebt und fortwirkt, sei es gut oder böse. Ja, Kant wird hier zum Apostel unter den Türken, ohne es zu wissen und zu wollen. Kant diente in seiner Jugend viel bei Türken und erlernte ihre Sprache gründlich; ebenso diente seine nachherige Frau bei der Familie eines Hodscha aus Dautscha etliche Jahre und lernte wohl auch besser Türkisch als Deutsch. Nun wollte es der Zufall, daß Kant dieses Mädchen kennenlernte und zur Frau ehelichte und nach Atmadscha zu seiner Gemeinde zog und ein intimer Freund des Hodschas blieb. Da nun dieser ein Gott suchender Mensch war wie auch Kant, sprachen sie viel über Religion. Dieser Türke wollte nun wirklich in das Geheimnis der christlichen Religion eindringen und fragte, ob er eine Bibel in türkischer Sprache bekommen könnte. „O, ja“, sagte Kant, die haben wir“. Und bei der ersten Gelegenheit fuhr Kant zu Herrn Flocker, dem Missionar und Kolporteur in Tultscha und brachte wirklich eine türkische Bibel für seinen Freund aus Tultscha. Dieser wollte sie mit zehn Lire bezahlen, Kant aber sagte: „Nein, ich habe sie umsonst bekommen und darf kein Geld nehmen. Der Hodscha schenkte dann aber diese zehn Lire der Heidenmission. Nun kam dieser Hodscha noch mehr zu Kant und sie vertieften sich immer mehr in das Neue Testament. Die Zeit brachte es mit sich, daß Kant wegzog nach Tariverde und ein Mitbegründer von Tariverde wurde. Hier wirkte er schlecht und recht, fest in seinem Glauben, bis er starb. Der Hodscha verzog ebenfalls, aber nach der Türkei, ging nach seiner Überzeugung zum Christentum über, blieb aber Geistlicher und gründete eine türkisch-christliche Gemeinde und aus dieser entstanden Tochtergemeinden. Sehr viel später fragte ein deutscher evangelischer Pfar-

rer hier in Atmadscha nach August Kant. Dieser aber war längst entschlafen. Die Kants hier sind restlos verschwunden. Sie gingen alle nach Amerika.

Noch eine Tat aus Kants Leben. Es gab in Tariverde oft trockene Jahre, wo es dann auch an Futter mangelte. Nun vernahm er, daß von seinem Heuschober gestohlen wurde. Er paßte auf und erwischte seinen Nachbarn beim Heuklauen. Er schalt ihn aber nicht — er nötigte ihn ins Haus, nahm die Bibel und hielt Morgenandacht. Unterdessen hatte die Frau schon den Frühstücks-Kaffee fertig; nun mußte der Nachbar auch noch Frühstück essen. Nun sagte Kant zu ihm: „So! nun nimm das Heu, welches Du schon eingebunden hast und geh nach Hause, und wenn Du wirklich Not hast, dann verlange, und wenn ich kann, werde ich geben.“

Auf der Wolfslauer

Karl Kühn, einer der besten Jäger Atmadschas, geht auf die Wolfslauer. Zu diesem Zweck hatte er schon vor Abend ein Aas an den Waldesrand geschleppt, damit er die Wölfe schneller Heranziehe. Beim Dunkelwerden ging Kühn zu dieser Stelle und bestieg einen Baum. Es kam auch bald ein Wolf. Kühn drückte ab und schoß den Wolf in das Rückgrat. Der Wolf wälzte sich hin und her, kam aber nicht weiter und lag dicht unter dem Baumstamm. Kühn konnte darum nicht abspringen, hatte auch weiter keinen Schuß; er hatte auch nur einen hier gebräuchlichen Vorderlader, aber noch ein Beil bei sich und dachte: Ich werfe es ihm an den Kopf, vielleicht treffe ich ihn tödlich. Er traf ihn recht gut, aber doch nicht tödlich. Der Wolf in seinem Zorn und Schmerz zerbiß den Stiel des Beiles in unzählige Stücke. Endlich fing er an zu heulen, worauf sich bald andere in der Ferne meldeten. Kühns Lage wurde kritisch; wenn sie alle kommen — die gehen in der Nacht nicht weiter — und er kann doch die lange Winternacht nicht auf dem Baume sitzen. Endlich wälzte sich der Wolf in seinem Schmerz etwas weiter von dem Baume weg und Kühn konnte abspringen. Hätte nun Sein Beil einen Stiel gehabt, dann hätte er den Wolf erschlagen. Da dies aber nicht möglich war, so mußte er nach Hause laufen und sich eine neue Ladung holen. Nun glaube ja niemand, daß die inzwischen angesammelten Wölfe nun den Kampf gegen ihn aufgenommen hätten — nein! Sie suchten das Weite, sobald sie ihn witterten und ließen ihren verwundeten Bruder allein. Ja, die Wölfe greifen den Menschen nur an, wenn sie schon vor Hunger wahnsinnig sind.

Karamurut 1880

Dies sind keine Elsässer wie ihre Glaubensgenossen, die Malkotscher, sondern Franken; sie kamen in einer größeren Gruppe 1879 in die Dobrudscha, verweilten eine zeitlang bei Poschta, dann bei Taschaul, bis sie sich endlich durchtasteten nach Karamurat. Dies liegt hoch in der Ebene, hat aber fruchtbaren Boden. Sie kamen gerade noch zur rechten Zeit, denn bald wurde das Land aufgeteilt und wer noch nicht da war, bekam nachher nichts mehr.

Verschwenderisch wurde nun der schöne Boden verteilt, immer zu zehn Hektar auf die Seele; da kamen Fälle vor, wo auf Knecht und Magd und Hunde und auf noch nicht geborene Kinder Land aufgenommen wurde. Auch die Straßen wurden verschwenderisch breit hingemessen, bis zu 50 Meter Breite.

So schön sich dieses anhört, waren es doch schwere Zeiten für sie! Der Boden war streng, nie gepflügtes Neuland, die Pferde schwach. Auch schwache Ernten, da der Regen oft fehlte; kein Kredit. Es gab noch keine Großkaufleute für Getreide, der Staat kümmerte sich kaum darum. Bauholz mußten sie sich bis von Tschukurowa holen — das sind sieb-

angesiedelt hätten, verließ er seinen einsamen und auch gefährlichen Posten und kam in die Dobrudscha. 1858 finden wir ihn in Atmadscha, wo er kaum ein Jahr blieb; wahrscheinlich konnte er das Plattdeutsch nicht vertragen und er siedelte noch im selben Jahr nach Tschukurowa über, wo doch das Hochdeutsche herrschend war. Hier machte er sich ein Stück Land rein durch Abholzen und Roden. Alle Wildlinge veredelte er und machte sich einen Baumgarten, welcher heute mitten im Dorfe liegt, gerade vor der Kirche. Auch veredelte er alle Bäume im Dorfe. Zudem mußte er die Dorfrechnung führen. Küster und Lehrer, alles in einer Person, mußte er sein, war also eine sehr nützliche Persönlichkeit und darf wohl als einer der ersten Pioniere betrachtet werden. Er war ein sehr stiller Mann, sprach nie mehr als notwendig war. Gottesfürchtig — aber kein Schwärmer — vertrug er sich auch mit den Baptisten, doch ohne sich an sie anzuschließen, was sie vielleicht von ihm hofften. Er war ein großer Tierfreund; nichts konnte ihm weher tun, als die Mißhandlung eines Tieres; den Vogelschutz konnte er nicht genug predigen. Seine Katzen und Hunde liefen ihm immer auf der Straße nach.

Trotz seiner Bildung war er ein Sonderling und unwissend auf manchem Gebiete. In seinen sechziger Jahren hatte er viele schlaflose Nächte durchzumachen. Oft kam er aus seinem Häuschen gestürzt und schrie: „Die bese Geischter bringet mich um“. Er schoß auch öfters nach ihnen, und es war darum nicht ratsam, an seinem Häuschen bei Nacht vorüberzugehen. Diese Anfälle haben ihn aber im höheren Alter verlassen; er starb ruhig, wurde etwa 75 Jahre alt und wurde von seiner dankbaren Gemeinde Tschukurowa in Ehren beerdigt. Aber kein Verwandter von ihm hat je seine Grabstätte erfahren.

Als ich aus meinen Flegeljahren heraus war und mich verheiratet hatte, suchte ich seine Freundschaft; ich besuchte ihn oft und er sah mich auch gern bei sich. Man konnte über vieles bei ihm Aufklärung finden, er war ein vielbelesener Mann. Meine Frau sagte zu mir: „Die Leute reden schon viel darüber, daß du so viel zu dem Alten gehst“. Ich sagte: „Laß die Leute nur sein, sie lernen nichts und sie verlernen auch nichts. Ich lerne aber und zwar nichts Schlechtes. Ein Schwarzkünstler ist er ja nicht, so schwarz er auch ist — im Gegenteil, er ist ein strenggläubiger Christ.“

Seinen Garten hatte er an Christian Brandenburger vermacht, welcher ihn dafür ins Ausgedinge nahm; hier lebte er in seinen letzten Jahren wenigstens besser.

Mühlbachs Garten ist heute Ackerland und die hohen Pappeln, die höher als der Kirchturm und eine Zierde fürs Dorf waren, sind auch nicht mehr. Ja, selbst über Mühlbachs Grab geht vielleicht schon der Pflug, denn sie haben doch gleich hinter uns, nach der Umsiedlung, den Bretterzaun abgerissen. Ja, von allem ist nichts geblieben außer dem Wenigen, was ich geschrieben habe.

Die Tscherkessen

Dieses Völkchen, mit dem wir es mehr oder weniger zu tun hatten, war nicht halb so schlimm, wie es geschildert wird. Es ist angebracht, es auch in der Geschichte der Dobrudschadeutschen zu erwähnen.

Die Tscherkessen waren nichts anderes als Pferdediebe. Sie stahlen aber niemals aus dem Stall — dazu waren sie viel zu feige — nicht einmal gewaltsam haben sie geraubt; man paßte den Augenblick ab, in welchem sie unbeobachtet waren, und im Nu waren dann die Pferde weg. Sie waren allerdings bis an die Zähne bewaffnet, machten davon aber keinen Gebrauch. Sie trugen Waffen nur zum eigenen Schutz, nicht zum Morden oder zu Gewalttaten. Auch gehörte es zur nationalen Ehre, bewaffnet zu sein.

Des Tscherkessen Ideal war der Reiter und jeder hatte sein dressiertes Reitpferd. Ein Knabe lernte mit dem Laufen zugleich das Reiten. Sie waren weder Trinker noch Prasser, lebten mäßig und keusch. Als Mohammedaner tranken sie keinen Wein und aßen auch kein Schweinefleisch, brauchten kaum Salz für ihre Speisen, waren schlank und flink, reinlich in der Kleidung und im Hause. Sie wollten nicht zwischen fremden Völkern Wohnen; wir aber lebten zwischen vier Tscherkessendörfern: Deutscha, Slava, Baschpunar und Hagiomer. Ich kenne keinen Fall, daß ein Tscherkesse je einen Christen ermordet hätte, kenne aber umgekehrt mehrere Fälle, wo Christen Tscherkessen erschossen haben. Denn ihnen hat ja ihre Religion das Morden verboten und ihre Religion ist ihnen heilig. Unsere Religion verbietet uns das Morden ja auch, aber uns ist leider die Religion nicht so heilig wie den Tscherkessen.

Hier etliche Kampfhandlungen mit ihnen, wo sie diebisch angriffen, aber abgewiesen wurden. Die größten Schrecken waren für sie: Rod, Baier, Wachente, Feigner und Rust. Aber Johann Rod und sein Bruder Daniel gehen auf die Jagd, letzterer war kein Jäger umso mehr war es der erstere. Sie kamen auseinander, Daniel wird von einem Tscherkessen entwapfnet, erreicht aber bald seinen Bruder. „Donnerwetter, da hätte mir jo mein Flint afnomme“. „Wer?“ fragte Johann „Na, a Tscherkess.“ Und Du läßt Dir Dei Flint afnehme? Wo ist a blewa?“ Johann einer Katze gleich, schleicht sich nach und als er sein Gewehr in Anschlag genommen hat, ruft er den Tscherkessen an: „Dur, Kepek“, das heißt bleib stehen, du Hund! Der Tscherkesse sah den Gewehrlauf auf sich gerichtet und blieb erstarrt stehen. Johann befahl ihm weiter: „Wirf beide Flinten weg!“ Da er, somit das Gesetz des Handelns an sich gerissen hatte, so mußte der Tscherkesse folgen. Rod befahl sodann: „Git orda, Kepek!“ Das heißt: „Geh weiter, du Hund!“ Der Tscherkesse tat auch dieses. Nun nahm Rod beide Flinten auf und ging zurück zu seinem Bruder.

Ein anderer Fall: Wachente hütete die Schafe des ganzen Dorfes. Ein Tscherkesse kam mitten in die Herde hinein geritten und befahl Wachente, er solle ihm ein kräftiges Lamm auf das Pferd geben. Das war doch zuviel verlangt und Wachente sagte: „Nimm Dir eines. Soll ich es Dir auch noch aufs Pferd geben?“ Und wie sich der Tscherkesse vom Pferde nach einem Lamm neigte zog Wachente sein immer verstecktes Gewehr hervor und schoß den Tscherkessen herunter. Er kam dann in meines Vaters Haus gestürzt und sagte: „Wilhelm, versteck mich.“ Und ich sah, wie ihn mein Vater verwahrte, es war dies um die Vesperzeit. Es kam aber niemand, nach ihm zu suchen. Wahrscheinlich hatte man die Spur schon vor dem Dorfe verloren. Wachente ging von nun an nur in Frauenkleidung und kam selten zum Vorschein, immer hatte er ein Gewehr bei sich. Dies geschah alles kurz vor der letzten Jamma (Raubzug) der Tscherkessen.

Eines Tages war Jakob Rod überaus verdrießlich: Die Tscherkessen treiben es wieder mal zu toll. Man kann kein Pferd mehr auf die Weide treiben, und schon haben sie es gestohlen. Wenn mir heute einer in die Quere kommt, so schieße ich ihn nieder. Darauf nahm er sein Gewehr unter die Jacke (einen Kittel trug man damals noch nicht) und ging in den Wald, an die Stelle, an der heute das Försterhaus steht. Nach kurzer Zeit hörte er auch schon einen Reiter kommen. Na, das kann nur ein Tscherkesse sein. „Du kommst mir heute gerade recht, so angeärgert wie ich bin“, sagte er zu sich. Er zieht sich hinter einen Baumstamm zurück, und richtig, es war ein Tscherkesse! Hochtrabend ritt er in Richtung auf unser Dorf. Was hat der schon wieder da zu suchen? Doch sicher nur ein Pferd oder einen Hammel. So früh am Tage ist zu uns sonst niemand unterwegs. Rod wird ganz tollwütig. Er nimmt den Reiter aufs Korn und schießt ihn runter. Das Pferd kehrt um und läuft in Richtung Slawa zurück. Ob wohl jetzt die Verfolger gleich anrücken werden? Der Schütze versteckt sein Gewehr in einem hohlen Baum, schlägt einen großen Haken im Walde und kommt aus einer andern Richtung in das Dorf zurück; Es folgte keine Untersu-

chung, keine Nachforschung, es kann keine Polizei. In der damaligen Zeit schützte und rächte sich noch jeder selbst.

Und noch eine Tat von Jakob Rod. Am Tag des letzten großen Raubes der Tscherkessen in unserem Dorf zogen sie sich in den Wald zurück, um ihre Beute zu teilen. Rod schlich ihnen nach, und wie sie gerade an einer Tränke beim Pferdeverteilen waren, suchte er sich seine beiden Pferde aus, schwang sich hinauf, wollte davon, doch schon wurde er beschossen. Es gab eine Schießerei, wobei ein Tscherkesse fiel, aber Rod samt seinen Pferden heil entkommen konnte. Nach einigen Jahren wanderte er nach Amerika aus. Man kann schon sagen, daß Rod ein eigentümlicher Kauz war: Kein Gesellschafter, kein Schwätzer, kein Trinker, kein Prahler, er hatte aber auch seine Macken, und noch manches könnte über ihn berichtet werden . . .

(Weitere Kapitel aus den Aufzeichnungen von Johann Adam sollen in einem der nächsten Jahrbücher folgen).